Heime — lohnende Lebensorte?

Von Jürgen Blandow

1.

Der Titel ist einer Broschüre der bremischen Heimkonferenz (1) entnommen. „Die bremischen Heime jedenfalls nehmen für sich in Anspruch, sich zu lohnenden Lebensorten für Kinder und Jugendliche entwickelt zu haben“, heißt es im Vorwort. Diese selbstbewußte Behauptung hat beeindruckt: der „lohnende Lebensort“ wurde zum Thema der IGfH-Jahrestagung 1985. Es gab auch Bedenken gegen den Titel. Warum?

Nun: „Lohn“ weckt ja nicht nur positive Assoziationen: Materialismus, instrumentelles Denken, Lohnabhängigkeit und dann auch noch dieses nicht eben schmeichelhafte Wort zur Charakterisierung professioneller Pädagogik, Lohnerziehung und noch schlimmer, Lohnerzieher-Mentalität und Lohnerzieher-Gleichgültigkeit. Dies assoziierten die Kritiker.

Aber „Lohn“ ist auch, Kluges Etymologisches Wörterbuch befragt, ein Wort mit interessanter Herkunft, ein Wort, das auch andere Assoziationen zuläßt. Die germanische Grundform ist „lau-na“, „die Beute“, im Griechischen steckt das Wort in „apolauein“, das heißt „genießen“. „Als ältester Lohn erscheint die Beute, zumal die erjagte“, sagt der Sprachforscher und erwähnt aber auch den ersten Bedeutungswandel: lateinisch „lucrum“ meint bereits „Gewinn“.

Die Ambivalenz steckt also schon im Wort, in seinem Bedeutungswandel: der Genuß, den es macht, eine Beute erjagt zu haben einerseits, der erzielbare Gewinn durch Arbeit andererseits, zwei Arbeitskonzeptionen demnach, Arbeit als Lebenstätigkeit, Arbeit als entfremdete Lohnarbeit. Als junger Mann schrieb Karl Marx (2):

„Gesetzt, wir hätten als Menschen produziert: Jeder von uns hätte in seiner Produktion sich selbst und den anderen doppelt bejagt. Ich hätte 1. in meiner Produktion meine Individualität, ihre Eigentümlichkeit vergegenständlicht und daher sowohl während der Tätigkeit eine individuelle Lebensäußerung genossen, als im Anschauen des Gegenstands die individuelle Freude, meine Persönlichkeit als gegenständliche, sinnlich anschauliche und darum über alle Zweifel erhabene Macht zu wissen. 2. deinen Genuß oder in deinem Gebrauch meines Produkts

hätte ich unmittelbar den Genuß, sowohl das Bewußtsein, in meiner Arbeit ein menschliches Bedürfnis befriedigt, also das menschliche Wesen vergegenständlicht und daher dem Bedürfnis eines anderen menschlichen Wesens seinen entsprechenden Gegenstand verschafft zu haben. 3. für dich der Mittler zwischen dir und der Gattung gewesen zu sein, also von dir selbst als einer Ergänzung deines eigenen Wesens und als ein notwendiger Teil deiner selbst gewußt und empfunden zu werden, also sowohl in deinem Denken wie in deiner Liebe mich bestätigt zu wissen. 4. in meiner individuellen Lebensäußerung unmittelbar deine Lebensäußerung geschaffen zu haben, also in meiner individuellen Tätigkeit unmittelbar mein wahres Wesen, mein menschliches, mein Gemeinwesen bestätigt und verwirklicht zu haben. Unsere Produktionen wären ebenso viele Spiegel, woraus unser Wesen sich entgegenleuchtete. Dies Verhältnis wird dabei wechselseitig, von deiner Seite geschehe, was von meiner geschieht.“

Ich baue (mit) den Kindern meiner Gruppe ein Spielhaus aus den Materialien, die Haus, Garten und naher Wald hergeben. In dem fertigen Haus sehe ich meinen im Kopf entwickelten Bauplan, meine Gestaltungsideen, meine Freude an schmückenden Einzelheiten verwirklicht; ich habe meine Individualität im Haus vergegenständlicht, das Haus spiegelt mich. Die Kinder spielen in dem Haus; ich genieße es zu sehen, wie die Kinder mit meinem Produkt spielen und es genießen; ich weiß jetzt, ich habe etwas geschaffen, was für die Kinder und ihre Entwicklung gut ist, ihr kreatives Spiel trägt zu ihrer Vermenschlichung bei. Ich weiß aber auch, ich habe nicht einfach etwas geschaffen, was schon immer in mir drin war; der Bauplan in meinem Kopf, die Regeln der Dachkonstruktion, meine handwerklichen Fähigkeiten sind in vielen Generationen der Menschheit entwickelt worden, ich bin also Mittler geworden zwischen kulturellem Erbe und dieser neuen Generation. Meine Fähigkeit zum Spielplatzbau ergänzt ihre noch nicht ausgeprägten Fähigkeiten; ich weiß, daß die Kinder wissen: unser Spiel wurde durch seine Tätigkeit ermöglicht; ihr Spielen bestätigt also auch mich. Durch meine Tätigkeit schließlich habe ich ihre Tätigkeit ermöglicht, ich habe meine Gesellschaftlichkeit verwirklicht, indem ich mich als gesellschaftliches Wesen bestätigte und ihre Gesellschaftlichkeit entwickelte.

Die „Übersetzung“ schöpft gewiß nicht alles aus; und es hätten auch andere Beispiele gewählt werden können, nicht

nur aus dem Bereich der materiellen Produktion, der Umwandlung äußerer Natur, sondern auch aus Bereichen der Umwandlung innerer Natur, z.B. in einem genuin therapeutischen Arrangement. Die Psychoanalyse, hier Bettelheim, hat immer wieder ähnliches wie Marx betont: Die persönliche Beziehung, die verständnisvolle Interaktion zwischen Therapeut und Kind führt zu wechselseitigem Persönlichkeitswachstum. Das Kind erlebt seine Wichtigkeit für den Betreuer und lernt dadurch, sich selbst wichtig zu nehmen; dem Therapeuten verschafft es persönliche Befriedigung zu erleben, daß sein Patient Fortschritte macht.

Jedes Beispiel würde zeigen, „so etwas“ gibt es konkret im Arbeitsalltag eines Erziehers und also auch im Alltag der Kinder, aber jedes Beispiel erinnert auch an den Ausnahmecharakter solcher Momente und die Schwierigkeit, sie zu erfassen, sie zu halten oder gar bewußt zu suchen. Sie entstehen, oft ohne bewußtes Zutun, einfach und werden als Glücksmomente erlebt, die momenthafte Realisierung eines „sinnvollen Lebens“ (Agnes Heller), oder sie tauchen, als flüchtiges und kaum erfaßtes Moment inmitten einer Alltagshandlung auf, als ein widersprüchlicher Aspekt in ihr, oder sie werden von einem interessierten Erzieher (also das Gegenteil von einem gleichgültigen) provoziert und vielleicht gefunden.

Jenseits solcher Momente „sinnvollen Lebens“ ist der Alltag der Erzieher und der Alltag der Kinder alles andere als „Vergegenständlichung“ von Individualität, wechselseitiger Genuß von Lebensäußerungen, statt dessen „tägliche Sorge“ (Karel Kosik), Anwendung undurchschaubarer oder für unveränderbar gehaltener Regeln, Verzehr und Gebrauch von Fertigprodukten (sei es der Dosenmahlzeit oder des letzten Schreis auf dem Therapiemarkt), Ausführung von Handlungen im Rahmen des „Sachzwangs“ und Verwaltung der Langeweile. Man weiß, daß dies kein Spezifikum der Heimerziehung ist.

Entscheidend ist aber: es gibt beides. Ohne das Eine ist das Andere weder zu denken, noch zu ertragen. Daß es beides gibt, liegt in der Sache der Pädagogik, einem Interaktionsprozeß zwischen lebendigen Menschen einerseits, Menschen also mit Hoffnungen, Phantasien, Affekten, einem in „Sachzwänge“ eingebetteten, den Regeln „instrumenteller Vernunft“ (Marcuse) subsu-